

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 8. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen
von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

(1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dicktuende Verschlossenheit oft mit eben so gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margreth, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?" sagte sie, und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?" — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margreth!" — Margreth seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen." — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen." Über Margreths vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so rot wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewitzt", fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich, und dabei fromm." — „Hum, 's hat mal Einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?" — „Er ist ein eigenes Kind," sagte Margreth wie für sich; „es ist nicht gut". Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist schen, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh."

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margreth ward selten so wohl, jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, Gott Lob, er hat gerade Glieder." — „Wie sieht er aus?" fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel." Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben so gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund? im Roderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?" — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?"

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Türe hinaus: „Ei da kommt der Gesell! Vaterssohn! er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!"

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, um ihm einige rasche; halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt, noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Teil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte. Margreth ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vorteil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Witwe an der Hilfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut," sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Sohn ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat." Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gib mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh an!" — Und bald sah Margreth den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Äußere erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonnenverbrannt und mit dem Ausdruck der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?" — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?" — „Die Mutter hat selbst keinen," sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — Kennst du das Holz da vor uns?" — „Das ist das Brederholz." — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?" — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?" hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze." — „So? und du betest mit?" — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf' ich gewöhnlich ein." — „So, so, Geselle!" — Diese Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer

dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen, als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald von einander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor kurzem die Axt unbarmherzig gewütet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche.“ — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh,“ fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Ölung zum Teufel gefahren war.“ — Ohm, Ohm!“ keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! Laß los, los!“ — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder.“ — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margreth schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Tür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß beides ohne Grund war. Die Uhr im Turm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margreth blieb in der Tennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu' das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre.“ — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen ins Stammeln, daß Margreth es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!“ — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margreth stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!“ rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der anderen einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!“ sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe.“

„Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen.“ — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margreth, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margreth stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den anderen. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgefühls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm ebenso neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich,“ sagte sie zögernd, „sag' einmal —“ und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — „Nein, höre —“ und dann leiser: „Was ist das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete eben so leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein Paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen, er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ „Nun?“ sagte Margreth. — „Was willst du, Mutter?“ — „Wie heißt er weiter?“ — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater“, fügte er leiser hinzu.

Margreth stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich,“ sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? Hast du zu Hause nichts zu tun?“

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes,“ sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot.“

„Laß doch,“ sagte Margreth, „er geht ja nach Hause.“

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um sieben Uhr.“ Margreth wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?“ — „Niemand,“ stotterte das Kind. — „Niemand?“ wiederholte sie; „da nimm, nimm!“ fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und Niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf.“ — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen,“ antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margreth auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!“ stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!“

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zwei Mal angeredet. „Was ist's? Was willst du?“ rief sie auffahrend. — „Ich bringe euch Geld,“ sagte er, mehr erstaunt, als erschreckt. — „Geld? wo?“ Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen.“ — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — Nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's,“ flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!“ — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen.“ — „Du wieder zu ihm? Nein, nein, nimmermehr!“ Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch,“ fügte sie hinzu, und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Bürgerehre.

Skizze von Eva Gräfin von Baudissin.

Als die Lübecker im Jahre 1563 den großen Krieg gegen die Schweden begannen, die ihre Stadt trotzig behandelten und den gemeinen Kaufmann mit ungewöhnlichen Zöllen und vielen neuen Auflagen beschwerten, wie es in der Chronik heißt, ließen sie herrliche Krawelen, Jachten und Pinken in Stand setzen und die Trommel schlagen, um Kriegsknechte und Bootsleute anzuwerben. Da sie aber auch großer Stücke bedurften, gab Ein Rath jeder Straße auf, ein eigen Geschütz zu gießen. So bekam der lübsche Admiral zweihundertundneunundreißig Kanonen aus schönstem Metall, mit Wappen und Inschriften verziert. Manch einer der reichen Kaufherren hatte auch selbst ein Stück gestiftet, weil er seinen Reichtum dartun und seiner Stadt Ehre erweisen wollte. Diese Gründe konnte man wohl gelten lassen.

Herr Helm Wrangel aber — das vermeldet keine Chronik — ließ als der Reichsten und Vornehmsten einer auf eigene Kosten sogar ein Schiff bauen und meinte damit genug getan zu haben. Sein einziger Sohn jedoch lag ihm Tag und Nacht mit der Bitte in den Ohren, mit gegen die Schweden ziehen zu dürfen. Sein Vater wehrte sich dagegen: Kanone und Galeere wolle er opfern, aber nicht sein Fleisch und Blut.

„Das sind tote Dinge", vermaß sich Bartel Helm, „und laßt Ihr nicht zu, daß ich selbst an Bord gehe und das Stück bediene, wird es niemals treffen, noch wird das Schiff einen Schweden überrennen." — Es half ihm nichts, er durfte zu seinem Kummer nicht mittun. Da kamen von den vierzehn Orlogsschiffen, die man in den Sund geschickt hatte, fünf zurück, ohne einen Schuß getan zu haben. Sie waren in den Wind gekniffen und Ein Rath hielt strenges Gericht über sie — Helm Wrangels Galeere war dabei.

Bartel sagte nichts, als die Kapitäne und die Mannschaften auf dem Marktplatz öffentlich Buße tun mußten; aber er stand nicht weit vom Pranger und ballte die Fäuste in den Taschen, als die Leute sagten: „Kiek! Das ist dem großen Helm sein Schiffspack — aber fremdes Blut bringt keinen Mut auf für die alte lübsche Ehr'!"

Bartel Helm hatte einen bösen Herbst und Winter. Er nahm an keiner Lustbarkeit teil, sprach kaum mit seinem Vater und saß unlustig im Kontor.

Im Frühjahr schickten die Lübschen abermals die Orlogsschiffe aus: sie mußten mit dem Schweden fertig werden. Da war Bartel Helm verschwunden. Seinen Vater überfiel eine furchtbare Angst — er rannte aufs Rathaus und ließ sich die Schiffslisten vorlegen. Dennoch zitterte sein Herz, als bald darauf die Nachricht von dem großen Treffen mit dem Schweden zwischen den Inseln Oeland und Gotland eintraf. Wohl hatte man tapfer geschossen, aber als man des Nachts den Unteradmiral an Land begraben wollte, waren bei dem Sturm eine Menge der Schiffe auf den Strand gejagt und die Mannschaft ertrunken — und wieder wurde Helm Wrangels Schiff „Die Sonne" genannt. Ob er es gleich nicht wußte, war ihm, als sei sein Sohn mit an Bord gewesen, um den Lübschen endlich zum richtigen Sieg zu verhelfen — und jetzt verhärtete sich sein Herz: er war dem Sohne gram, der sich gegen seinen Willen in diese Gefahr begeben hatte und darin umgekommen war. Er betrauerte ihn nicht, wollte keine Messe für ihn lesen lassen, wiewohl es alle jene tun ließen, die Angehörige auf den verlorenen Schiffen gehabt hatten, — und verschwor sich, den Sohn nie wieder aufzunehmen, auch wenn er gerettet sein würde.

Weil nun die Lübschen ihre Kontore in aller Welt hatten, verbreitete sich diese Kunde über die Schiffe. Denn daß ein Bürger seinen Sohn verstieß, weil er für seine Vaterstadt in den Krieg gezogen sei, das dünkte ihnen allen eine Schmach.

Herr Helm Wrangel kümmerte sich nicht um die Reden, noch daß man ihn scheel ansah und Ein Rath ihn nicht in seine Reihen berief, was seines sonstigen Ansehens nach längst hätte geschehen müssen. Er häufte seinen immer mehr anwachsenden Reichtum um sich her und saß allein, mit kaltem und einsamem Herzen, hinter seinen Gold- und Silberbergen. Was aber sollte nach seinem Tode mit seinen Schätzen geschehen —? Er wollte sie nicht Stadt und Bürgern hinterlassen, und nahe Erben hatte er keine.

Da ließ er öffentlich ausrufen und verkünden: den wolle er in seinem Testament zum Erben einsetzen, der gleich ihm Schiff oder Kanone oder gar Beides der Stadt zum Kriege gestiftet habe, dafür aber seinen Sohn daheim behalten hatte. Es mochten vielleicht noch ein oder der andere Bürger wie er gehandelt haben, aber sie fürchteten die Stimme des Volkes, die sie verdammen würde, und schwiegen. — Abermals ließ Herr Wrangel verkünden, er träte bei Lebzeiten von Hab und Gut zurück und wolle zu den Ärmsten ins Heiligen-Geist-Hospital wandern, wenn sich der melde, der wie er sein Fleisch und Blut geschont habe. Nichts geschah. Nur die alten Leute im Hospital ließen ihm melden, sie würden ihn nicht unter sich dulden, den sie als einen Vaterlandsverräter betrachteten.

„Gut", sprach Herr Helm Wrangel, „so will ich mein Hab und Gut dem Zufall überlassen — mag es nehmen, wer will!"

Er zog sich ein Pilgerkleid an, nahm einen Stab in die Hand und machte sich auf die Reise, um durch Bettelei sein Leben zu fristen. Aber jedem rief er zu: „Ich bin Helm Wrangel aus der freien Reichsstadt Lübeck — ich habe als Bürger Schiff und Kanone für den Krieg geopfert, aber nicht meinen Sohn!"

Da mieden ihn die Menschen wie die Pest und warfen ihm ein Stück Brot zu wie einem bösen Hunde. Er aber wollte nicht begreifen, daß man die Vaterlandsliebe höher einschätze denn sein Fleisch und Blut und konnte seine Sünde nicht einsehen.

So saß er eines Tages vorm Tor der alten Stadt. Man ließ ihn nicht mehr ein nach Eintritt der Dunkelheit, weil er seine Bürgerrechte verloren hatte. Da hörte er einen Trupp Reiter herankommen, erhob sich von seinem Stein und sagte seinen Spruch her.

„Wrangel sagst du, Wrangel?" fragte einer der Soldaten, sprang vom Pferde und trat zu ihm.

„Ja, Wrangel," wiederholte der Bettler. „Ich soll schuldig sein, meiner Vaterstadt wohl mein Gut, aber nicht meinen Sohn geopfert zu haben."

„Und nun ziehst du als Bettler umher?"

„Ja, als Bettler. Denn niemand wollte meine Reichtümer geschenkt haben."

„Ist es dir nun leid, daß du einst deinen Sohn verflucht hast und ihm die Messe verweigert?"

„Nein," sagte Helm Wrangel stolz, „ich täte es noch einmal! Ich bereue nichts. Wir können nicht alle Soldaten sein und Seefahrer — die Stadt braucht ihre Kaufleute genau so gut."

„Nicht in Stunden der Gefahr! Ein elender Krämer, dem der Gedanke an Handel und Gewinn höher steht als Ehre und Freiheit! Du hast dein Schicksal verdient, Helm Wrangel — ruhelos sollst du weiterziehen — am Feldrain sollst du begraben werden — kein Leichenstein soll deinen Namen mehr als den eines lübschen Bürgers verkünden!"

Der Reiter stieg wieder auf sein Pferd, gab ein Kommando, sie wendeten und sprengten in die Nacht zurück, nicht vorwärts ins Stadttor.

Helm Wrangel wußte plötzlich, wer zu ihm gesprochen hatte und wer seines Vaters Namen nicht weiter unter den Bürgern tragen wollte. Er rief und streckte die Arme nach dem Davonfliehenden, dem er Heimat und Ehre geraubt hatte. Aber der Wind verwehte seine Worte, Staub verwischte die Spur seiner Füße, und niemand weiß, wo er geendet hat.

Raketenschiff und Ozeanflug.

Max Valier, der Vorkämpfer der Raketenschiffahrt, äußert sich in nachstehendem Artikel über die mögliche Zukunft des Transozean-Luftverkehrs. Wenn auch die Zeit noch ferne sein dürfte, in der die Ideen Valiers ihre Erfüllung gefunden haben werden, so ist doch das Problem des Raketen-Motors heute bereits in das Stadium der Versuche getreten, so daß in nicht allzu ferner Frist der erste Raketen-Motor entstehen dürfte.

Die bisherigen Versuche, den Atlantischen Ozean von Ost nach West mit Flugzeugen heutiger Bauweise zu überqueren, haben m. E. nur aufs neue bewiesen, wie abhängig dieser Maschinentyp von der Großwetterlage ist. Dagegen fällt die Möglichkeit, kleineren Störungsgebieten auszuweichen, kaum in die Wagschale und kann aller Todesmut der Piloten nicht aufkommen. Das Gleiche gilt aber auch von den Lenkluftschiffen, wenn diese auch durch ihren größeren Aktionsradius und die praktisch fast unbegrenzte Flugdauer etwas günstiger daran sind, denn auch ihre Flughöhe erhebt sich nicht über 6000 Meter. Dagegen wissen wir, dank der in den letzten Jahren eifrig betriebenen Höhenforschung, daß auch die stärksten und gefährlichsten atmosphärischen Störungen kaum über 8000 Meter Höhe hinaufreichen und daß insbesondere über 12 000 Meter, in der sogenannten Stratosphäre, ein ewig blauer Himmel lacht. Noch dazu herrscht dort oben, nach Angaben des Höhenfliegers Lt. Mc. Darmont (anscheinend wegen des merklich werdenden Zurückbleibens der Lufthülle gegenüber der Erdrotation) ein ständiger Ostwind von 320 km/h, während in den unteren Luftschichten bis 8000 Meter über dem Meer meist Westwinde von 80—150 km/h vorherrschen.

Dies alles spricht dafür, den Transozean-Luftverkehr an die Grenze der Stratosphäre hinaufzuverlegen, indem man in kluger Ausnützung der vorgenannten Windverhältnisse nach Westen womöglich über 12 000 Meter, nach Osten etwas unter 10 000 Meter Höhe einhält.

Diese Erkenntnis wurde schon vor zwei Jahren auf der Flugtagung in Mannheim von ersten Autoritäten ausgesprochen und auch die Möglichkeit der künstlichen Atmung für die Insassen der Flugmaschinen ohne Rückhalt bejaht. Es fehlte nur der Motor, der imstande wäre, die Flugzeuge bis auf jene Höhe zu heben. Auch bis heute ist er nicht geschaffen worden und es sieht nicht danach aus, als ob es so bald gelingen könnte, den Propellermotor so weit zu entwickeln, daß er imstande ist, das beim Start enorm belastete Flugzeug zuerst durch die dichten Luftschichten emporzutragen und dann oben unter ganz anderen Verhältnissen mit einem guten Nutzeffekt für hohe Geschwindigkeit zu arbeiten.

So war man bisher gezwungen, die Überquerungsversuche des Ozeans in den geringen Flughöhen bis 3000 Meter zu unternehmen, in welchen man den Tücken des Wetters gerade am stärksten ausgesetzt ist. Der Erfolg hat denn auch gezeigt, daß die Überfliegung des Atlantischen Ozeans schon von West nach Ost und noch mehr von Ost nach West heute tatsächlich mehr vom Glück des Fliegers und der Gunst des Wettergottes als von der technischen Qualität des Flugzeuges und der persönlichen Tüchtigkeit des Piloten abhängt. Denn die deutschen Flugzeuge, die zu den Ozeanflügen eingesetzt wurden und werden, stehen den bisher erfolgreichen amerikanischen Maschinen bestimmt nicht nach, ebensowenig wie unsere Piloten, die ihre Zähigkeit im siegreichen Flug um den Dauerrekord und ihren unbeugsamen Mut bei dem zwar mißglückten, darum aber nicht minder bewunderungswürdigen ersten Start vor aller Welt bewiesen haben.

Ein wirklich regelmäßiger, von jedem Wetter vollkommen unabhängiger, absolut sicherer Luftverkehr über die großen Ozeanstrecken der Erde wird erst dann möglich sein, wenn wir einen Maschinentyp besitzen, der einen fast senkrechten Aufstieg auf mindestens 12 000 Meter Höhe, dort oben eine horizontale Fahrtgeschwindigkeit von 600 bis 1000 Kilometer Höhe und eine sicher ausführbare Steillandung ermöglicht.

Diese Anforderungen werden aber weder vom heutigen Flugzeug noch auch vom jetzigen Lenkluftschiff jemals erfüllt werden können, sondern nur von einer Motorgattung, die eine Zugkraft, größer als das Gesamtgewicht der startenden Maschine zu entfalten vermag und unabhängig von der Dichte und dem Sauerstoffgehalt der umgebenden Luftschicht mit einem günstigen Wirkungsgrade arbeitet. Diesen Bedingungen entspricht unserer heutigen Kenntnis nach einzig und allein die Rakete, nach ihrem Wesen und der Theorie ihrer Wirkungsweise. Wenn auch bis heute noch keine Raketen von derartig großen Leistungen gebaut wurden und die motorentechnische Entwickelung der Rakete erst am allerersten Anfang steht, so folgt doch aus dem bisher Ausgeführten die Erkenntnis:

Die Zukunft des transozeanischen Luftverkehrs gehört dem Raketenschiff!

Selbstverständlich sollen die Konstrukteure der heutigen Flugzeuge und Luftschiffe durch immer weiter getriebene Verbesserungen versuchen, aus den von ihnen vertretenen Maschinentypen das irgend Mögliche herauszuholen. Und wenn sie es in recht kurzer Zeit wenigstens soweit brächten, daß ein einigermaßen regelmäßiger und einigermaßen sicherer Luftverkehr über die Ozeane möglich wird, dann wäre dies gewiß eine sehr begrüßenswerte Leistung. Das soll aber nicht dazu verleiten, das heute noch fern erscheinende Ziel aus dem Auge zu verlieren, das uns die Erkenntnis des Wesens und der eigenartigen Natur der Rakete als Motor heute schon ahnen läßt; das Ziel, die bisher so gering geachtete Rakete soweit zu entwickeln, daß sie zum zuverlässigen Motor jener gigantischen Flugschiffe wird, die uns in weniger als zwei Stunden von Berlin nach Newyork und schließlich rund um die ganze Erde in sovielen Minuten tragen werden, als unsere heutigen besten Flugzeuge im Stafettenflug noch Stunden benötigen.

Das Raketenschiff ist heute keine Utopie mehr: es wird kommen, weil es muß, sobald seine Zeit reif und die Stunde nahe ist, da die Erde zu klein für den unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Geist des Menschen wird.

*

Flugboote zur Ueberquerung des Ozeans.

Die Pläne der Rohrbach-Werke.

Die mit Landflugzeugen erfolgten Ozeanüberquerungen von Amerika nach Europa haben zweifellos neben ihrem sportlichen Wert auch größeren Einfluß auf den Motoren- und Flugzeugbau. Für die Vorbereitungen des künftigen Ozeanluftverkehrs sind sie aber von geringerer Bedeutung, abgesehen von den sie begleitenden meteorologischen Vorarbeiten, die sich bereits ganz im Sinne des künftigen regelmäßigen Luftverkehrs über den Ozean abwickeln. Ein künftiger Ozeanluftdienst wird aber niemals sich eines Landflugzeuges, sondern immer einer seetüchtigen Wasserflugmaschine, des Flugbootes, bedienen müssen, und schon aus diesem Grunde darf der Wert der bisherigen Ozeanflüge oder ähnlicher Projekte für die künftige Ozeanluftfahrt nicht überschätzt werden.

Der Stand der deutschen Flugzeugindustrie, die Erfahrungen der wissenschaftlichen Wetterberatung und vor allem auch die vorbereitenden Arbeiten der Zeppelinluftschiffahrt lassen es geboten erscheinen, die Vorarbeiten für die künftige Ozeanluftfahrt auf die richtige Basis zu lenken, also sprechende Versuche mit Wasserflugzeugen aufzunehmen. Darum verdient es besonderes Interesse, daß eines der bedeutendsten deutschen Flugzeug-Werke sich entschlossen hat, mit allem Eifer in dieser Richtung ans Werk zu gehen. Das sind die Rohrbach-Metallflugzeug-Werke, Berlin.

Ihre Vorbereitungen sind in aller Stille aufgenommen, auch in der Personenfrage für Führer und Besatzung ist vorgearbeitet.

Ein Mitarbeiter des „Hamb. Fremdenbl." hatte Gelegenheit, mit dem voraussichtlichen Führer des Ozean-Wasserflugzeuges, einem bekannten Zeppelinfahrer, ausführlich über das künftige Projekt zu sprechen. Für die Versuche wird nicht ein besonders konstruiertes Flugboot in Frage kommen, sondern sie werden mit einem schon für den Verkehr gedachten Großflugboot, einem Rohrbach-Rocco, durchgeführt werden. Es ist beabsichtigt, für den Ozeanflug nur deutsches Maschinen- und Motorenmaterial zu verwenden. Wenn auch die Besatzungsfrage noch nicht endgültig gelöst ist, so hat sie in den hauptsächlichsten Posten einen gewissen Abschluß gefunden. Der Flug ist genau im Sinne des künftigen Ozeanflugverkehrs als Etappenflug gedacht. Die erste Etappe führt von Deutschland bis zu den Azoren; von dort wird der Weg über den Ozean durch die meteorologischen Verhältnisse bedingt sein. Die Vorbereitungen sollen mit größter Gründlichkeit erfolgen, so daß das Gelingen des Versuches mit Sicherheit zu erwarten ist. Das bedingt eine entsprechende Zeit bis zum endgültigen Start, der darum kaum in diesem Jahre erfolgen wird.

*

Berlin — Atlantikflughafen.

Wie eine Berliner Korrespondenz von gutunterrichteter Seite erfahren haben will, sind in aller Stille Verhandlungen in Gang gekommen, um die Reichshauptstadt zum Ausgangspunkt eines Deutschland und Amerika verbindenden Luftdienstes zu machen, und zwar nicht vom Flughafen Tempelhof, sondern von dem von der Stadt seit langem vorbereiteten Berliner Wasserflughafen auf dem Müggelsee, da nach Ansicht der maßgebenden technischen Kreise ein regelmäßiger Passagier-Luftverkehr über den Ozean nur durch Wasserflugzeuge betrieben werden kann.



Bunte Chronik



* **Ein anspruchsvoller Zuhörer.** Ein bekannter Londoner Gelehrter hatte vor kurzem in einer mittleren Stadt Schottlands eine Reihe von Vorträgen zu halten. Am ersten der hierfür angesetzten Abende herrschte nun ein solches Unwetter, daß, als der Vortrag beginnen sollte, nur ein einziger Zuhörer im Saale anwesend war. Der Gelehrte hatte begreiflicherweise keine Meinung, für diesen einsamen Gast allein zu lesen, und fragte daher, ob er nicht damit einverstanden sei, den Vortrag zu verschieben. Wider Erwarten bestand dieser aber darauf, die angesagte Vorlesung auf der Stelle zu hören, so daß dem rücksichtsvollen Gelehrten nichts übrig blieb, als wohl oder übel jenem Wunsche zu willfahren. Am Schlusse fragte er seinen so interessierten Zuhörer, ob er zufrieden gestellt sei. „Im großen und ganzen wohl", entgegnete dieser, „nur den und den Punkt hätten Sie wohl noch ausführlicher behandeln können." Damit verabschiedete er sich. — „Wer war denn dieser Herr?" erkundigte sich der Londoner Gelehrte bei dem Saalwärter und erhielt die ihn einigermaßen verblüffende Antwort: „Ach, das war nur ein ganz harmloser Kranker aus der hiesigen — Irrenanstalt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.